



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lutz, Robert: Eine Geschichte der amerikanischen Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

soll sich stets gegenwärtig halten, daß alles, was möglich ist, auch wirklich werden kann. Sie sind für keine Zeit verloren, und wähen wir uns den Gefahren fern, von denen sie erzählen, so darf das nur ein Anlaß sein, sie leidenschaftsloser, nicht aber, sie weniger aufmerksam zu betrachten."



## Eine Geschichte der amerikanischen Literatur.



er Professor der englischen Literatur an der Universität Glasgow, John Nichol, hat einen beachtenswerten Versuch einer Darstellung der nordamerikanischen Literatur gemacht.\*) Er ist damit den Amerikanern selber zuvorgekommen; denn bis heute giebt es keine auf amerikanischem Boden entstandene Geschichte der amerikanischen Literatur, welche den ganzen Gegenstand vom Anfang bis zur Gegenwart in einer für den größern Leserkreis geschriebenen Form ausführlich und übersichtlich behandelt. Die Schriften neuerer Kenner ihrer heimatlichen amerikanischen Literatur: Griswold, Curtis, Whipple, Stedmann u. a. beschäftigen sich meist nur mit einzelnen Gruppen und Abschnitten, oder sie sind zu wenig erschöpfend und kritisch; Duyckings großes Werk ist eine Encyclopädie, und Professor Tylers amerikanische Literaturgeschichte ist so groß angelegt, daß eine Fortführung bis zur Gegenwart nicht zu erwarten steht; die beiden ersten Bände, die bis jetzt erschienen sind, gehen nicht über die Kolonialperiode hinaus. Da die deutsche Literatur vollends arm ist an Beiträgen zur Geschichte der amerikanischen, die wirklich aus den Quellen geschöpft sind, so ist umsomehr Grund vorhanden, der Nicholschen Geschichte Beachtung zu schenken. Der Verfasser bezeichnet sein Werk nicht als Geschichte der amerikanischen Literatur, sondern bescheidener als historische Skizze. Es steht das fast im Widerspruch mit dem starken, gegen 500 Seiten betragenden Umfang des Werkes, kennzeichnet aber richtig den versuchsartigen Charakter desselben. Zu einem vollkommenen Geschichtsbilde fehlt demselben in der That manches. Man sieht ihm an, daß es nicht aus einem Gusse entstanden ist. Einzelne Abschnitte sind aus Vorlesungen hervorgegangen, andre sind wenig geänderte Abdrücke älterer für die Encyclopaedia britannica geschriebener Aufsätze. So waren Zeit, Anlaß und Stimmung wechselnde, und die Überarbeitung hat dies nicht ganz aus dem Buche verwischt. Seine persönlichen Eindrücke der amerikanischen Kultur hat

\*) American literature, an historical sketch. 1620—1880. Edinburgh, 1882.

der Verfasser schon im Jahre 1865 aufgenommen; seitdem hat er das Land nicht wieder besucht. Offenbar vermochte Nichol auch der Entwicklung, welche ihren Höhepunkt in Emerson, dem Hauptvertreter der Schule des amerikanischen Idealismus, erreicht hat, leichter zu folgen als der neueren, bei der ihn die Sicherheit des Urtheils bisweilen verläßt.

Manche wollen die amerikanische Literatur bloß als ein Anhängsel der englischen gelten lassen. Ohne Zweifel sind die englischen Vorbilder noch heute von bedeutendem Einflusse auf sie. Man genießt in Amerika nicht ungestraft das Recht unbeschränkten Nachdrucks. Der amerikanische Geist wird infolge des Nachdrucks aller verkäuflichen englischen Schriften mehr als ihm zuträglich unter dem Einflusse des englischen Geistes gehalten und die einheimischen Schriftsteller haben aus demselben Grunde größere Mühe, den Markt zu erobern. Es ist eine Thatsache, daß die amerikanische Literatur bis heute trotz hervorragender Leistungen keine eigentlichen Klassiker aufweist, d. h. Schriftsteller, welche die Welt mit Leistungen, zugleich neu in ihrem ideellen Gehalt und formvollendet, beschenkt hätte. Dennoch fehlt es keineswegs an schöpferischen und bahnbrechenden Geistern, welche amerikanisches Nationalwesen verkörpern. Die wenigsten bedeutenden amerikanischen Schriftsteller entbehren jener Originalität, welche von der Natur ihres Landes und der Eigenart seiner Bevölkerung herrührt. Gerade insofern als die gesamte Literatur der Vereinigten Staaten ursprüngliches amerikanisches Element verkörpert, muß man von einer amerikanischen Literatur als etwas selbständigem sprechen. Und es will scheinen, daß in dem Maße, als der amerikanische dichtende Geist sich der nie dagewesenen Großartigkeit eines nationalen Lebens, dem ein ganzer Kontinent zur Ausbreitung gegeben ist, in dem sich verschiedene Rassen verschmelzen, und das durch ein öffentliches Leben auf der freiesten Grundlage bewegt ist, bewußt wird, Dichtungen entstehen, welche nach Form und Inhalt die neue Welt tief und voll atmen. Emerson und Thoreau strömen von diesem Atem etwas aus; noch mehr der in Deutschland wenig bekannte, obwohl durch Ferdinand Freiligrath in beredten Worten angekündigte Walt Whitman.

Nichol räumt das Vorhandensein einer selbständigen amerikanischen Literatur vollkommen ein, wenn er sich auch gerade gegen die vom englischen und europäischen Vorbild am meisten befreite Literatur am skeptischsten verhält. In einer guten Einleitung weist er auf die Einflüsse der geographischen Lage, des Klimas, der Regierung und Kultivirung Amerikas hin, welche mit derselben Notwendigkeit eine selbständige Entwicklung des Geistes hervorrufen mußten, wie das in Bezug auf die physische Beschaffenheit der Amerikaner anerkannt der Fall ist.

Nichol findet eine Übereinstimmung zwischen Rußland und Amerika darin, daß weder das eine noch das andre einen seiner politischen Macht entsprechenden Ausdruck in der Literatur gefunden habe. Amerika habe zwar mehr denn eine

verhältnismäßige Anzahl bedeutender Theologen, Juristen, Politiker, Geschichtsschreiber und Naturforscher hervorgebracht, aber außer Rußland habe doch kein großes Volk der Neuzeit weniger Werke nationaler Art von klassischem Wert geschaffen als Amerika. In Amerika sagt man zur Entschuldigung: „Es fehlt uns nicht an Fähigkeiten dazu, aber wir haben noch keine Zeit zu einer Literatur gehabt!“ Amerika gleicht seiner Bundeshauptstadt Washington; man nennt sie wegen ihrer schönen breiten Straßen die „Stadt der prächtigen Perspektiven.“ Auch Amerika ist ein solches Land der Perspektiven. Die Sorge um das wirtschaftliche Gedeihen hat seit den Tagen der Kolonisierung die besten Lebenskräfte in Anspruch genommen. Fast die gesamte transatlantische Literatur ist erfüllt von dem Geiste der Hoffnung auf die Zukunft und des Vertrauens in die Arbeit. Es ist der Geist des Arbeiters, der sich stark genug dünkt für den heftigsten Wettkampf; des Farmers, der aufrechten Hauptes auf seinem eignen Acker steht und über sich von keinem weltlichen Herren weiß; des Pioniers und Abenteurers, der Wüste und Wildnisse so wenig fürchtet wie die Hexen und Spukgeister der alten Welt. Geographische Verhältnisse und Naturbedingungen üben auf die physische und geistige Entwicklung der Amerikaner einen mächtigen Einfluß aus. Eine mit Elektrizität geschwängerte Atmosphäre und eine Temperatur, welche innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu gewissen Jahreszeiten zwischen 50 und 100 Grad Fahrenheit wechselt, fördern jenen dem Amerikaner eignen Geist der Unruhe. Ein ungeheures Land, endlos scheinend wie der Ozean, giebt seinem schrankenlosen Ehrgeiz Nahrung. Bei europäischen Dichtern und Schriftstellern überwiegt unter den Natureindrücken die Erhabenheit der Zeit. Sie sprechen von den ewigen Bergen, den unversieglischen Flüssen, dem Wechsel der Jahreszeiten. Bei den Amerikanern ist es vielmehr die Ausdehnung des Raumes, welche ihre Vorstellung beherrscht; und während die Europäer in Gegenwart der Unendlichkeit der Zeit die Flüchtigkeit des menschlichen Daseins empfinden, vergegenwärtigen sich die Amerikaner lieber die Unendlichkeit des Raumes, um sich der menschlichen Beschränktheit bewußt zu werden. Von nichts wird ein Reisender in Amerika so lebhaft betroffen, als von der Erscheinung des Riesenhaften. Die Ströme, Seen, Wälder, Ebenen und Thäler verdanken ihre Großartigkeit zumeist ihrer Größe, und nach diesem Maßstabe richten sich auch die künstlerischen Begriffe der Amerikaner. Im Vergleich mit den Europäern haben sie an Flächenraum voraus, was jene an Alter voraus haben. Sie haben die Hoffnungen eines Kontinents unsern tausendjährigen Erinnerungen gegenüberzusetzen. Während der Europäer erinnerungsvoll zurückschaut, schaut der Amerikaner ahnungsvoll vorwärts. Sein Denken und Handeln dringt beständig in leere Räume ein. Die Auswanderung ist der normale Zustand eines großen Teiles der Bewohner Amerikas. Das Band, das die eine Generation mit der andern verbindet, ist locker. Wie ihr äußerer Mensch beständig auf dem Sprunge ist, so auch ihr innerer; der mangelnden Kontinuität

des äußerlichen Lebens entspringt der Mangel der Ideenkontinuität. Daß die Amerikaner so fest bei ihrer geschriebenen Verfassung beharren, rührt zum Teil daher, daß sie sich bewußt sind, wenig andre politische Sicherheitsanker zu besitzen. Aber innerhalb des Rahmens ihrer Verfassung halten sie alles für erlaubt; europäischer Idealismus und krasser Materialismus werden einer nach dem andern übertrieben, ihre Schriftsteller verherrlichen jede Gestaltung des menschlichen Daseins, von der asketischen an bis zur halbwilden. Der Zustand der Unbeständigkeit wird genährt durch die rapiden Änderungen im Handel und durch das beständige Verschmelzen von einer Klasse in die andre, wodurch alle festen Merkzeichen bis auf dasjenige einer flüchtigen öffentlichen Meinung weggetrieben werden. Der größte Fehler der Amerikaner ist ihre Hast; sie bleiben nicht stehen, um zu prüfen und die Einzelheiten zu studiren, sondern begnügen sich mit Allgemeinheiten, welche mehr zu oberflächlichen Schlüssen als zu einer tieferen Erkenntnis führen.

Während die aristokratischen Literaturen im Formalismus erstarren, verfallen demokratische gern ins Gegenteil, vollends wenn sie so jung sind wie die amerikanische. Da herrscht rücksichtsloses jugendliches Drängen ohne Selbstbescheidung und Achtung vor Autoritäten. Wo rohe Kraft, Gewalt und Witz vorherrschend sind, stellen Geschmac und höherer Flug der Phantasie sich selten ein. In einem Lande mit einer ungebändigten Natur nimmt auch der Geist des Volkes etwas von dieser Unbändigkeit an. Die Sucht nach Eroberung und Bezwingung der Wildnis hemmen die Pflege der feineren Kultur.

Nichol, dem wir in dieser kurzen Wiedergabe seiner Einleitung gefolgt sind, fügt noch hinzu, daß er bei dieser seiner Übersicht vor allem die Durchschnittsliteratur und den Durchschnittsgeist, welche entweder den Flitter und das Getriebe des Broadway oder die Wildheit des Grenzlebens wieder spiegeln, im Auge gehabt habe, „denn es fehlt nicht an ernsteren Geistern, welche nach einer höhern Stufe streben.“

Seinen Stoff gruppirt Nichol in einem Duzend von Abschnitten ziemlich übersichtlich, aber ohne strengere Methode des Aufbaues und der Unterordnung. Es ist das die Folge des schon oben erwähnten Mangels an einheitlicher Entstehung. In den drei ersten Abschnitten: „Die Kolonialzeit,“ „Die Unabhängigkeitsbewegung“ und „Amerikanische Politik und Beredsamkeit“ wiegt die Geschichtschreibung vor. Wir erhalten hier ein fortlaufendes Bild von der geistigen und politischen Entwicklung Nordamerikas bis zur Entstehung des Bürgerkrieges. Der Rahmen geht über den literaturgeschichtlichen hinaus. Theologen, Staatsmänner und Politiker haben im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des unsrigen den Vordergrund der neuen Bühne eingenommen. Das strenge Puritanertum und die nüchterne Aufgabe der ersten Kolonisierung haben für lange das Spiel der freien dichtenden Phantasie hintertrieben; später halten die Kämpfe der Revolution und Einrichtung und Ausbau der staatlichen Institutionen für mehrere

Zahrzehnte das literarische Interesse im Hintergrunde. Die Dichter Trumbull, Dwight, Freneau zu Ende des vorigen Jahrhunderts erscheinen klein neben den Männern, welche den Bau der amerikanischen Union begründeten: Washington, Hamilton und Jefferson. Franklin macht eine Ausnahme; in ihm sehen wir das Zeitalter der Revolution nach beiden Seiten, literarisch und politisch, vertreten.

Eine bloße Literaturgeschichte würde etwa mit Washington Irving die Darstellung der amerikanischen Literatur des gegenwärtigen Jahrhunderts beginnen. Nichol füllt vorher ein Kapitel mit der Einführung in das politische und theologische Geistesleben in der ersten Hälfte des Jahrhunderts aus. Nach dem neuen Kriege von 1812 mit England konnte sich Amerika, kleine Kriege mit den Indianern und Mexikanern abgerechnet, ganz seiner innern Entwicklung hingeben. Als Repräsentanten jener Zeit stellt Nichol den sechsten Präsidenten, John Quincy Adams, neben seinen Nachfolger, Andrew Jackson, hin. Der erstere war ein Staatsmann der alten europäischen Schule, von akademischer Bildung und vornehmem Schlich, zugleich politischer und eleganter Schriftsteller; Andrew Jackson dagegen der erste an die Spitze des Staates gestellte eigentliche selbstmademan von rücksichtsloser und energischer Handlungsweise. Ihm verdankt Amerika das brutale System der Amterbesetzung durch bloße Parteigänger, welches die Ehrenhaftigkeit der Verwaltung seither immer tiefer angegriffen hat. „Dieser Plage aber wurde kein Ziel gesetzt, obwohl sie der Gegenstand von Angriffen einer Reihe von Satirikern war, von Lowell an bis zu Artemus Ward und zum Verfasser der kürzlich erschienenen Novelle Democracy. Andre große Fragen kamen in den Vordergrund und drängten das Bedürfnis nach politischer Reform bei Seite. Die Sache der Freiheit, für welche Lincoln fiel, mußte ausgefochten und gewonnen werden, bevor die Sache der politischen Ehrlichkeit, deren Opfer Garfield war, an die Reihe kommen konnte.“ Von den dreißiger Jahren an regte die Frage der Sklaverei die öffentliche Meinung immer lebhafter auf. Nichol zeigt an den auftretenden großen Parlamentsrednern Calhoun, Clay und Webster den Kampf zwischen nordstaatlicher und südstaatlicher Auffassung, um sodann die populäre und heroische Seite der Abolitionsbewegung darzustellen, die durch die glänzenden Redner und edeln Charaktere Garrison, Phillips und Charles Sumner vertreten ist. Die mutigen Abolitionisten erscheinen ihm als die „edelste Menschenklasse ihrer Zeit und ihrer Nation.“ Zwischendurch erinnert er an die Befreiung des religiösen Geistes in Amerika von der Engherzigkeit des Puritanertums, das von Theologen wie Channing und Parker in freisinnigem Geiste umgestaltet wurde. Bei dieser Gelegenheit legt Nichol die heutige Stellung des amerikanischen Volkes zur Religion dar. Es ist ein schönes Zeugnis, das er demselben ausstellt, wenn er schreibt: „Die Theologie hat aufgehört, den überwiegenden geistigen Einfluß zu üben. Das Studium ihrer Dogmen und Formeln ist Gegenstand kleinerer Kreise geworden;

aber die christliche Religion, dieses erste Triebrad des Denkens in der neuen Welt, hält noch immer ihre Macht aufrecht mitten im Streit der Politik und dem Geräusch des Handels. In keinem Lande hat sie mehr Einfluß; in keinem sind ihre Formeln mannichfacher ausgebildet.“ Ihr Einfluß auf die gesamte Literatur Amerikas ist in der That unverkennbar, in keiner Literatur wagt sich das Frivole und Unstittliche so wenig auf dem Büchermarkt hervor, wie in der amerikanischen. Nur die Tagespresse macht eine Ausnahme.

Im folgenden Abschnitt faßt Nichol zusammen, was die amerikanische Literatur in der ersten Hälfte des Jahrhunderts an hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, der naturwissenschaftlichen und sonstigen Forschung aufzuweisen hat. Am ausführlichsten verweilt er bei den Geschichtschreibern Bancroft, Hildreth, Prescott und Motley. Ebendort hat die Darstellung der „jungen amerikanischen Romantik,“ welche durch Brockden Brown, Irving, Cooper, Poe mit einem heute noch fortlebenden Glanze vertreten ist, ihre Stelle gefunden. Damit betreten wir den Boden der modernen schönen Literatur, und der nächste Abschnitt umfaßt die representative poets.

Mit glücklicher Wahl erkennt Nichol als solche Bryant, Longfellow, Poe, Whitman und Joaquin Miller. In den beiden ersteren sind am meisten europäische Vorbilder bemerkbar, bei Bryant englische, bei Longfellow deutsche; die zwei letzteren sind freier davon. Whitman ist der Vorläufer einer neuen reimlosen Dichtung mit großartigen Menschheits- und Weltideen. Miller ist der Sänger des fernsten Westens, der goldenen Sierra, und als solcher ein Vorgänger von Bret Harte. In Whitman ahnt Nichol mehr die „große Kraft,“ als daß er ihre erlösende Bedeutung erkennt. Indem er länger als nötig bei den Mängeln der Form der Whitmanschen Dichtungen verweilt, schreckt er vor der Bekanntschaft mit demselben ab. Er hätte von Freiligraths Kritik lernen können, wie ein Dichter den reimlosen leaves of grass sein feinführendes Ohr leiht und herrliche Klänge daraus vernimmt. Indes ist es schon viel, wenn ein englischer Kritiker und Lehrer einer englischen Hochschule es wagt, Whitman bis zu einem gewissen Grade hochzuschätzen. Dem deutschen Publikum werden Whitmans Dichtungen vermutlich noch länger verschlossen sein, da wir, seit Freiligrath nicht mehr lebt, niemand wüßten, der der schwierigen Aufgabe, eine Auswahl der leaves of grass zu verdeutschen, gewachsen wäre. Das beste und gerechteste Stück Kritik dagegen lesen wir bei Nichol über den unlängst verstorbenen Longfellow. Vortrefflich empfindet er den europäischen Odem in dessen Dichtungen, die ihm auf amerikanischem Boden den Eindruck von „Emigrantensliteratur“ machen und ihm overladen with culture and burdened with the music of intellectual luxury erscheinen. Dabei weiß er das reine Wesen, die sonnige Klarheit, den idyllischen Zauber dieser formenschönen Dichtungen wohl zu würdigen. Er schildert hübsch den Zusammenhang zwischen Longfellows Dichtungen und der Lebensluft, welche den Dichter als Mitglied der Hochschule

von Harvard umgab. „Die Universitäten Amerikas, schreibt er, verbinden einige der schönsten Züge der englischen und der deutschen; die Freiheit der letzteren mit den geselligen Banden eines gemeinsamen Lebens, das einen glücklichen und gesunden Geist, den esprit de corps jugendlicher und begeisterter Naturen erzeugt. Den Lehrern daselbst ist die in ihrem Lande so willkommene Gelegenheit gelehrter und lernender Muße geboten, die nur in der Unabhängigkeit möglich ist. Kein Sektirergeist, der den besten dieser amerikanischen Hochschulen fernbleibt, hemmt den freien Flug des Geistes in alle Räume der Wissenschaften, sodas diese Schulen dem Namen einer Universität volle Ehre machen. Nichts berührt den Fremden angenehmer als die gesellige Eintracht, welche die literarischen Kreise dieser Anstalten verbindet.“ Nichol scheint hier persönliche Eindrücke wiederzugeben.

Den „Repräsentanten“ unter Amerikas Dichtern läßt Nichol den Kreis der politischen und der kleineren Dichter folgen: die Lowell, Whittier und Holmes, die Percival, Drake, Halleck u. a.

Wir kommen sodann zu der wichtigen „transcendentalen Bewegung,“ welche sich an das Erscheinen der Zeitschrift Dial (im Jahre 1840 zu Boston) anschließt. Diese Zeitschrift war die erste, welche deutsche Philosophie und deutsche klassische Dichtung einem kleinen Kreise lernbegieriger Amerikaner vermittelte. Ihr Herausgeber war in den ersten Jahren eine Frau, Margaret Fuller, die spätere Gräfin d'Ossoli, in spätern Jahren deren Freund Ralph W. Emerson, der bald als das Haupt jener Bewegung seine Mitarbeiter, unter denen Bronson Alcott und Thoreau sich auszeichneten, überragte. Emersons Philosophie und Ethik hat das eingehendste Studium Nichols gefunden, und er hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine an Licht und Schatten reiche Parallele zwischen Emerson und seinem charakterverwandten großen Freunde Thomas Carlyle zu ziehen.

Bei der Betrachtung des Kreises geistig hochstehender Männer, welche Zufall und Wahl in dem nahe bei Boston gelegenen Städtchen Concord während der vierziger und fünfziger Jahre zusammenführte, geschaart um den zarten, sinnigen und doch tiefen und einschneidend reformatorischen Geist Emersons, können wir den Wunsch nicht unterlassen, es möchte einmal ein deutscher Schriftsteller ein Bild dieses literarischen Concord zeichnen, um unsern Landsleuten zu zeigen, daß auch Amerika sein Weimar, wenn auch ein demokratisches, besessen hat. Welches Bild gefunden literarischen Schaffens offenbart dieser Concordkreis: hier im alten väterlichen Heim auf eigener Scholle Emerson, der seine Studien fleißig unterbricht, um nach Garten und Feld zu sehen und gelegentlich selbst Hacke und Schaufel in die Hand zu nehmen; dort in der „alten Klausur“ der geheimnisvoll tiefsinnige Novellendichter Nathaniel Hawthorne, der Dichter des *Scarlet letter*, des *House of seven gables*, der *Blithedale Romance* u. a.; ferner Bronson Alcott, der etwas absonderliche Philosoph und Seher, umgeben

von seinen literarisch berühmten Töchtern, und endlich jener originelle Henry Thoreau, eine geniale Feld- und Waldnatur, tief eingelebt in die Pflanzen-, Tier- und Menschenseele; dazwischen dann manch geistreicher Besucher von Boston und Cambridge: Channing, Margaret Fuller, Parker u. a. m. — das alles in einem historisch interessanten Farmerstädtchen Neuenglands, an das sich Indianergeschichten und Erinnerungen an die Revolutionszeit knüpfen.

Mit Hawthorne, dessen Einfluß auf die besten jüngeren Novellisten seines Landes unverkennbar ist, beschäftigt sich Nichol in einem eignen Kapitel. In der Analyse seiner Werke deutet er an, welche Seelenverwandtschaft hie und da in diesem weltabgeschiedenen, nach innen gekehrten Geiste mit Goethe, Novalis und dem Geister-Hoffmann vorhanden ist.

Anknüpfend an Hawthorne behandelt Nichol dann die neueren Novellisten der Zeit von 1850—1880. Er fühlt die Schwierigkeit der Aufgabe, von einem höhern Standpunkt aus über eine verhältnismäßig junge Kunstform in einem Lande zu urteilen, in welchem außer dem englischen Wesen deutsches und irisches, französisches, spanisches und italienisches sich geltend machen. „Die Vorwürfe, welche die amerikanischen Verfasser behandeln, schreibt er, sind einem viel größern Rahmen entnommen, und ihre Behandlungsweise ist weniger beschränkt durch Autoritäten als bei uns.“

Nichol macht folgende Ausstellungen an dieser Erzählungsliteratur: Sie sündigt noch immer durch ein Übermaß an Schilderungen, welche die äußere Natur zum Gegenstande haben. Alle Welt will seine Reiseindrücke beschreiben. Was noch schlimmer ist, sind die vielen, den Namen einer Novelle beanspruchenden Schriften, welche nichts als phantasiervoll aufgeputzte Geschichte oder Biographie enthalten. Während in der frühern Ära amerikanischer Dichtung das Abenteuerliche überwog, ist es in der gegenwärtigen die Vorliebe für die Analyse; die Verinnerlichung ist bis auf die Spitze getrieben, das Interesse wird häufig ein pathologisches. Es ist das eine Folge der erwähnten transcendentalen Strömung. Beispiele dieser Art sind die Romane von Oliver Wendell Holmes und Sylvester Tudd. Bei Julian Hawthorne, dem Sohne seines berühmten Vaters, bei Dean Howells und Henry James, welche jetzt in der Blüte ihrer Kraft und auf der Höhe der Beliebtheit stehen, wiegt die psychologische Charakteristik vor, wobei der Hintergrund dem modernen Leben Amerikas und Europas in realistisch-erhellender Behandlung entnommen zu sein pflegt. Nichol geht auf die Werke der letztern drei näher ein, nachdem er ihnen mit epigrammatischer Schärfe ihren Platz angewiesen hat mit den Worten: „Sie sind Nachfolger Nathaniel Hawthornes, insofern sie der Welt und dem Dasein perplex gegenüberzustehen scheinen und entschlossen sind, auch uns perplex zu machen, der eine mit dunkeln Geheimnissen, die andern mit sozialen Problemen.“

Die letzte Gruppe bilden die „amerikanischen Humoristen.“ Der reiche englische Humor ist auf dem Boden der neuen Welt bekanntlich üppig aufgegangen.

Die Vorliebe für das Humoristische könnte bei einem so ernsten Volke als etwas rätselhaftes erscheinen, wenn nicht gerade in diesem Lebensernst ein Teil der Erklärung läge. Der Humor ist den Amerikanern ein Bedürfnis, weil er die Seele von der bedrückenden Sorge und Hast des Daseins befreit. In ihm liegt eine versöhnende und befreiende Kraft. Es geht nichts über die Excentricität des amerikanischen Humors; er geberdet sich häufig unsinnig wie ein Clown im Zirkus, erhebt sich aber auch in den edleren Repräsentanten zu einer Lebensphilosophie, wie wir sie bei Jean Paul und Sterne schätzen. Wir halten es daher für ein verkehrtes Urteil Nichols, wenn er von dem amerikanischen Humor schreibt: „Transatlantischer Humor dringt selten bis zu den tieferen Strömungen des Lebens; er ist eine spärliche Blüte bei einem von Haus aus ernsten Volke, dessen Einsicht mehr klar als tief ist, er beruht bei ihm zumeist auf Übertreibung und einer Mischung von Scherz und Ernst, wie in den amerikanischen Negermelodien, wo ein komischer Text zu einer traurigen Musik ertönt.“ Kein Wunder, daß Nichol gerade bei dem ersten amerikanischen Humoristen, bei Marc Twain oder, wie er eigentlich heißt, S. Clemens am meisten irrt. Es ist schwer begreiflich, wie er dessen echt humoristische, an Shakespearesche Gefühlstiefe erinnernde Erzählung *Prince and Pauper* so geringschätzen kann. Während amerikanische Kritiker an Marc Twain gerade das preisen, daß derselbe den spezifisch amerikanischen Humor, der vordem plumper und roher sich geberdete, auf eine höhere Stufe hob, indem er ihm psychologische Feinheit, einen Sinn für das Naturschöne und eine Empfindung für das Sittliche und Gerechte gab, stellt ihn Nichol als gewandten Taschenspieler hin, der es bloß auf Effekt abgesehen habe, und spricht er von dem Schriftsteller, den ein Mann wie Darwin zu seinen Lieblingen zählte, als demjenigen, „der mehr als ein anderer den literarischen Ton des englischsprechenden Volkes erniedrigt hat!“ Zur Entschuldigung Nichols läßt sich hier nur sagen, daß die Empfindung für Humor bei kritischen Köpfen überaus verschieden ist; der Humor wendet sich eben nicht an unsern geschulten Verstand und unser anerzogenes Gefühl, sondern an unsre kindlichste, ursprünglichste Seele. Nachsichtiger, wenn auch immer etwas grämlich, urteilt Nichol über die andern Humoristen: Lowell, Holmes, Artemus Ward, Billings, Beland, Adeler. Erst am Schluß des Kapitels, für welchen er sich Bret Harte vorbehalten hat, werden wir wieder mit ihm ausgeöhnt. Bret Harte, der Erzähler der Goldsucherperiode des fernen Westens, besitzt eine reiche humoristische Ader, die sein ganzes dichterisches Schaffen durchzieht. „Er ist, schreibt Nichol, am meisten Humorist in einem höheren Sinne, wenn er sich am weitesten vom Spasmachen entfernt — in den Prosaïdyllen eines wilden Lebens, das er mehr als ein anderer mit Poesie zu erklären verstanden hat.“

Da Nichol in summarischer Weise alle bedeutenderen Verfasser und deren Schriften an passender Stelle erwähnt, so ist sein Buch in bibliographischer Hinsicht ziemlich vollständig. Vermißt haben wir nur einen in neuerer Zeit in

Amerika berühmten gewordenen Autor, den Romanschriftsteller Cable, der es meisterhaft versteht, die kreolisch-französische Vergangenheit seiner Vaterstadt New-Orleans lebendig zu machen. Hätte Nichol noch Cables Landsmann, den Negerdialektbichter Harris, in Betracht gezogen und sich der südlichen Geburt Marc Twains erinnert, so würde er wohl seinen Satz: „Im Süden der Vereinigten Staaten ist kaum von eigener Literatur die Rede“ weniger schroff hingestellt haben.

Nichol schließt sein fleißiges und im großen und ganzen hochzuschätzendes Werk mit einem zusammenfassenden Urteil über den Charakter der amerikanischen Literatur. Wir lernen durch dasselbe noch einmal die beste Eigenschaft der Kritik Nichols, welche in kurzen Sätzen vortrefflich zu generalisiren versteht, kennen. Sein Endurteil, das wir etwas verkürzt wiedergeben, lautet: „Zu den anziehendsten Vorzügen der amerikanischen Literatur gehört ihre Frische, ihre Freiheit von Zwang, der Mut, mit dem die besten Schriftsteller sich der Erörterung von Fragen und Problemen zuwenden, vor welchen sich die ängstliche und schlaffere Gesellschaft der alten Welt scheut. Der selbstauferlegte Zwang hat seine guten Seiten, aber der Mangel an Ursprünglichkeit ist ein schwerer Verlust, und so könnten wir vieles von einer ungebundenen und abenteuerlustigen Literatur lernen. Eine andre Erscheinung der amerikanischen Literatur ist ihre Vielseitigkeit; was ihr an Tiefe abgeht, ersetzt sie durch Breite. Sie wendet sich an einen riesig ausgedehnten Leserkreis, an ein Volk, wo Mann, Frau und Kind lesen können und lesen. Die Amerikaner sind das am meisten lesende Volk. Abgesehen von den Zeitungen herrscht in der populären Literatur kein engherziger Geist; sie erhöht weder, noch verachtet sie eine Klasse und überfieht beinahe gänzlich die Schranken, welche in andern Ländern die obere Zehntausend von den untern Millionen trennen.“ Wovor Nichol etwas ängstlich warnen zu müssen glaubt, ist, daß der Geist demokratischer Zuchtlosigkeit und der Harlekinsposse nicht die Herrschaft in der amerikanischen Literatur jetzt, wo so viele bisher würdig ausgefüllte Sitze leer geworden seien, an sich reiße.

Stuttgart.

Robert Lutz.

